

Familienblätter.

Sonntags = Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 45.

Posen, den 6. November.

1881.

Ein Heirathsgesuch.

Erzählung von M. Georgie.

(Fortsetzung.)

Brief Nr. 3.

Voraussetzung I.

Das reelle Heirathsgesuch in der Nr. der
Zeitung de dato vom 30. des entschlafenen Monats rühre von
schalthafter Laune heiterer Brüder her.

„Die Herren (oder auch „der Herr“) Autoren eines wohl
stylisirten „reellen Heirathsgesuchs“ werden ergebenst ersucht, auf
das Wohl unserer noch unbekannten, künftigen Herzenzeigen-
thümerinnen ein Glas feurigen Ungars Donnerstag, den 8. d. M.,
Abends 8 Uhr, bei C., Junkerstraße Nr. 20, zu leeren. Er-
kennungszeichen: beim Eintritt ein weißes Taschentuch in der
linken Hand.“

Voraussetzung II.

Die betreffende Annonce beruhe auf Wahrheit und rühre in
der That von einer Dame her, so spreche ich derselben meine
tieffste Hochachtung aus.

Gnädige Frau!

Seit meiner Kindheit elternlos, sehne ich mich, die Heimath
durch Gründung eines Hausherdes neu zu gewinnen. Durch an-
strengende Arbeit fern gehalten, dazu kein Freund von den Ver-
gnügungen, welche mich mit der Flora der Mädchenwelt in Be-
rührung bringen würden, fehlt es mir an Gelegenheit, eine
Hausfrau zu erwerben. Gewähren Sie gütigst die Erlaubniß,
Ihnen und den jungen Damen meine Aufwartung machen zu
dürfen. — Siebenundzwanzig Jahre alt, habe ich studirt und
bereits zwei Staatsexamina bestanden und beziehe in geachteter
Stellung neunhundert Thaler = zweitausend siebenhundert
Mark.

K. W. R. p. r. B.

Ihre lustigen Brüder oder Du fideles Studio der Voraus-
setzung I, der Du beim Wiederlesen dieser wahrhaftigen Zeilen
Dich selbst erkennst, wie gern hätten wir, Erzähler dieser Schnurre,
mit Dir auf Alles „was sein ist“ angestoßen! Doch wer einmal
unter falscher Flagge segelt, muß sie ehrenhalber beibehalten —
Piraten sind wir deshalb doch nicht. So reiben wir Dir denn
hier, am Gestade der Ostsee, den kräftigsten Salamander, Dich
grüßend im Geist, Deiner gedenkend beim feurigen Ungar.

Dir aber, Du ehrfamer Philister der Voraussetzung II,
können wir nur rathen, nimm auf eine Weile Urlaub von Deiner
geachteten Stellung und pilgere gen Norden. Kommst Du nach
Th., so erkundige Dich nach dem Seufzergäßel, und hast Du das
gefunden, dann wandere wohlgemuth bis an die Warthebrücke, die
lass: links liegen, scheue die paar Schritte um die Galgenhecke
nicht und schreite durch den hohen Bogen des Sorgenthores.
Da liegt Biebesheim, die stattliche Oberförsterei, und das lockige
Jägerkind schaut lachend vom Balkon herab, neben ihr lehnt die
stille Marie — leicht sind sie zu erkennen, und erkennst Du sie
nicht — nun, dann bist Du ihrer nicht werth, wohl aber auf
eine Weile den Alten- oder Bücherstaub losgeworden, und das
ist schon viel!

Brief Nr. 4.

Geehrte Tante!

Praenumerando geliebte Braut (in spe)!

Liebenswürdige Schwägerin!

Ich reflektire auf Sie, mein siebzehnjähriges Täubchen! Das
nennt man doch mit der Thüre ins Haus fallen, nicht wahr,
meine Damen! Warum auf mich, werden Sie fragen? da der
betreffende Heirathskandidat weder Sie noch Ihre Fräulein
Schwester zu kennen die Ehre hat?

Darum: Sie sind siebzehn, ich fünfundzwanzig Jahre alt,
acht Jahre Unterschied, das ist eigentlich das Richtige; ferner:
mit siebzehn Jahren ist man gewöhnlich ein allerliebster Backfisch
(wenn man nämlich dem genus femininum angehört), als solcher
hat man die Brust voll süßer Träume, das Köpfchen so voll
idealer Gedanken, man hält die Welt für so schön, die Menschen
alle für so gut, man ist so bereit, jedem Eindruck nachzugeben,
ja, wenn man mit siebzehn Jahren liebt, giebt man sein Herz mit
solcher vollen, schwärmerischen Begeisterung, wie ich's in seligen
Stunden träumerischen Selbstvergessens meinem Ideale edler
Weiblichkeit entsprechend fand. Noch mehr, mit siebzehn Jahren
gleicht man dem jungen Bäumchen, das unter des geschickten
Gärtners Hand sich ziehen läßt zum starken Baume — man kann
mit siebzehn Jahren noch so Manches lernen, so Manches ablegen
man ist da noch so bildungsfähig — — — — —
Diese Gedankenfrische bedeuten, daß ich die Hand vor die Augen
lege und von meiner unbekannten Braut träume! Ach! —

Lassen Sie mich Ihnen nun etwas von mir erzählen:

Ich bin kein Unmensch und arbeite täglich an der Besserung
meines Herzens; es wird mir dies sauer genug. Indessen hoffe
ich, dereinst ein ganz respektabler Ehemann zu sein. Soll ich
ganz aufrichtig sein und von meinen Fehlern reden, so muß ich
mich zuerst einer großen Nachlässigkeit und Unordentlichkeit an-
klagen, die sich in meinen Sachen, meinem Zimmer und häufig
auch an meinem äußeren Menschen zeigt, indessen glaube ich, daß
ich mich darin bessern könnte, wenn meine Frau es vernünftig
ansinge. Ferner beklage ich eine große Nichtachtung des Geldes:

Drum kann's zu Zeiten mir passieren,
Daß in dem Beutel ein gewaltig Loch zu spüren,
Und mir's — wie jenem Dichter — wohl geschieht;
„Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.“

Eben bemerke ich, daß meine eigenen Fehler mich sogar
poetisch begeistern können.

Meine äußere Erscheinung Ihnen zu beschreiben, erlassen Sie
mir; es ist immer eine fatale Sache, sich hübsch oder häßlich
Anderen gegenüber finden zu müssen. Eine Photographie von
mir besitze ich nicht, für solche Dinge pflege ich in der Regel kein
Geld zu haben. Ueberdies mag das wohl einem vernünftigen
Mädchen gegenüber weniger schwer wiegen, wie ein Mann aus-
sieht, als wie sein Charakter beschaffen ist. Und hier kann ich
ohne Arroganz behaupten, daß ich eine ehrliche Haut und ein
guter Kerl bin.

Von Liebhabereien besitze ich erstens eine kleine Vorliebe für
eine Prise Schnupftabak (dem Rauchen bin ich total abhold und
Sie würden in dieser Hinsicht nichts für Ihre weißen Gardinen

zu befürchten haben), ferner habe ich eine große Vorliebe für Musik und bin nicht ohne Talent, daher auch gerne erbötig, falls es Ihnen Spaß machen sollte, Ihnen auf dem Contra-Bagott ein Ständchen zu bringen.

Nun möchten Sie doch endlich wissen, was ich treibe, was ich bin und wie ich heiße, da ich nicht hoffen darf, daß Sie mich bloss in meiner Eigenschaft als Mensch haben wollen. Ich heiße Baumfelder, bin Lehrer und wohne am „Kalischer Platz“ Nr. 14 im vierten Stod. Der Himmel und alle Sterne sind meine nächsten Nachbarn und halten Frieden.

Wenn Sie dieses so verrückt scheinende Schreiben einer Antwort würdigen wollen, so senden Sie dieselbe erst nächste Woche, da ich auf einige Tage in das Gebirge gehe.

Und nun noch eine Bitte, lassen Sie sich durch den scherzhaften Ton meines Briefes nicht zu Zweifeln an meinem gesunden Verstande und zu der Meinung verleiten, als sei ich keiner edlen Regung fähig und besäße nicht genug Tiefe des Gemüths: „Die Menschen sind so selten, was sie scheinen!“

Ich umarme Sie im Geiste, drücke Sie zärtlich an meine Brust und denke: „mit Dir im Arme fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken“ und verharre, in tausend Vermuthungen, Hoffnungen, Zweifeln mich ergehend,

Ihr ergebenster

Bräutigam, Nefse, Schwager.

Als dieser letzte Brief vorgelesen war, rief Helene entzückt:

„Der gefällt mir am besten, den möchte ich kennen lernen! Sehe ich ihn doch vor mir: groß und schlank, kräftig und geschmeidig, mit schwarzem Haar und Bart, schönem Profil, blasser Gesichtsfarbe, hoher Stirn und dunklen, schelmischen Augen, wie er sich amüßte hat beim Schreiben. Das ist auch kein Lehrer, wie er vorgiebt, das ist ein Jurist oder Vorstmann und zwar ein Student — der soll auch eine Antwort haben.“

„Du wirfst doch nicht, Kind?“ rief entsetzt die Oberförsterin.

„Ich werde, theure Mutter, ich werde antworten, ohne daß sich meine Weiblichkeit etwas vergiebt, und Ihr Alle werdet mir dabei helfen“, erwiderte Helene.

„Wenn aber Jemand Deine Handschrift erkennen sollte“, wendete die Oberförsterin ein.

„Das wird nicht geschehen, dort in B. kennt mich ja Niemand. Zur Sicherheit werde ich in so krausen Buchstaben schreiben, daß Du selber meine Pfole nicht erkennst.“

Gesagt, gethan! Trotz festerlicher Verwahrung der Oberförsterin, sie werde Helenen nicht heraushelfen, wenn sie dadurch in Verlegenheit gerieth, gab doch ein Wort das andere und eine zierliche Epistel ging ab, folgenden Inhaltes:

„O du lustiger Schreiber des Briefes sub — n —, der Du vielleicht an Allem Mangel leidest, nur nicht an Geist und Humor, wie gern würde ich Dir zehn Töchter anvertrauen, d. h. nach einander — denn wir sind hier zu Lande keine Türken — wenn ich sie nur hätte.“

So aber lasse Dir sagen, auch wir sind nicht, was wir scheinen, es steckt nur ein Tröpfchen Wahrheit dahinter. Du denkst an eine alte Tante mit weißer Haube, matten Augen und der Brille auf der Nase — das Beste trifft zu, aber unter der Nase, da schimmert's dunkel, und hinter der Brille, da funkelt und blüht es vor Schelmerei — doch halt! nicht plaudern.

Du lieber Schreiber des launigen Briefes, schaue nur mit hellem Auge um Dich und siehst Du zwei Mädchengestalten, braunlockig die Eine und musikalisch bis in die Fingerspitzen, schwarzhäutig die Andere und mit sanftem Wesen, beide aber fröhlich und wohlgemuth, das Herz auf dem rechten Fleck, und Du bist Dir bewußt, kein Ritter von der traurigen Gestalt, sondern ein echter Mann zu sein, dann sprich zu ihnen: „Mit Dir im Arme“ u. s. w.

Wird Eine von ihnen roth bis an die Schläfen, sinken die Schelmenaugen oder die sanften Blicke verlegen nieder, spricht gar Eine: „Die Menschen sind so selten, was sie scheinen“, dann ergreife Dein Glück und halte es fest.“

Die Zeit war vergangen; aber sie glitt nicht dahin, eine liebliche Göttin im von Schwänen gezogenen Muschelwagen, von Liebesgöttern umflattert, die Welt in idyllischen Frieden hüllend, die Sinne der Menschen einflussend und zu Spiel und Tanz auf-

fordernd — ein hohes, gewaltiges Weib schritt sie mit ehernem Fußtritt über die Erde, aus kräftiger Brust in die Kriegstrompete stoßend, die Seelen aufrüttelnd, die Herzen erbeben lassend in ungewohnten Leidenschaften, Alles wachrufend, was dem Leben den höchsten Werth verleiht.

Die kühnsten Träume vergangener Zeiten waren erfüllt; Deutschland war einig; einig in Born, in Haß, in Liebe, in flammender Begeisterung, in hohem Opfermuth, in tiefem Schmerz und bitterer Todesnoth — einig, groß und schön! — Gott segne allzeit mein Vaterland!

Was geleistet ward, steht im Buche der Geschichte verzeichnet; was gelitten und gejubelt ward, steht in den Herzen der Zeitgenossen; wie kann das eine schwache Feder schildern, dieses Wogen und Treiben, Blüthen und Werden!

Was die Gemüther bewegte, in Klang und Lied brach es sich Bahn, durch's ganze Land sang und jubelte es: „Viel Vaterland kannst ruhig sein“, oder spottete es: „Mac Mahon, Mac Mahon, Frixe kommt und hat ihm schon“ — und wem die Stimme versagte, dem Klang das Herz.

Das war eben der Segen jener großen Zeit, daß das eigene Sein unterging im Großen, Ganzen, daß die äußeren Schläden abfielen und das Gold der Herzen zum Vorschein kam. Jeder und Jede that seine volle Schuldigkeit an seinem Plaze und gab sein Bestes. Der Leichtsinige ward ernst, der eingefleischteste Egoist vergaß sein Ich, und selbst der Geizhals lüftete sein Portemonnaie und gab mit Seufzen etwas von seinem Mammon, sich sagend, daß, wenn der Feind in das Land käme, er Alles hingeben müsse.

So philiströs auch die kleine Stadt L. war, so ward sie mitgerissen in den Flug der Begeisterung, der Opferfreudigkeit. Die Spießbürger entpuppten sich zu genialen Denkern und sorglichen Helfern; sie wurden ausgerüttelt aus ihrem geistigen Winterkloße und traten mit frischen Kräften in das Leben.

Ein Lazareth für Leichtverwundete und Genesende, die den weiten Transport vertragen konnten, ward eingerichtet, und Alles wetteiferte, den Kriegern zu vergelten, was sie erkämpft und erlitten hatten.

Auch unsere Damen waren, je nach ihrem Charakter, in voller Thätigkeit bei dem großen Liebeswerke. Die Bürgermeisterin, thatkräftig und rasch entschlossen, hatte die Oberleitung des ganzen Lazarethes übernommen und Helene sich ihr, gleichsam Adjutantendienste leistend, zugesellt; und wo das frische, roßige Jägerkind mit einem Scherz auf den Lippen vorüberging, da ließ sich ein frohes Lächeln über die Büge der Gepflegten und heitere Blicke folgten der graziösen Gestalt. Die Oberförsterin dagegen hatte die Küche unter sich, sie kochte Kräftsuppen für die Kranken, Schmachthäppchen für die Genesenden, und freute sich, wenn ihre Kochkunst durch gebührenden Appetit gewürdigt ward.

Tante Jakobi sorgte für die geistige Nahrung und die Unterhaltung der Lazarethbewohner und hatte an Marien eine treue Helferin; manche Stunde saßen sie an den Betten und lasen den Kranken vor; und wer seine Korrespondenz zu besorgen hatte und nicht schreiben durfte, der wendete sich vertrauensvoll an Marie, die mit unermüdlicher Geduld Briefe schrieb oder ihnen die empfangenen vorlas.

Dann kam der Frieden und in seinem Gefolge eine tiefgreifende Aenderung in den Verhältnissen der befreundeten Familien. Der Oberförster, der aus der französischen Kolonie herkam und fließend französisch sprach, kam als Forstmeister nach dem Elsaß. Der Kreissekretär, welcher während des Krieges als Intendanturbeamter in der Hauptstadt zu arbeiten hatte, ward dorthin versetzt. Marie, die im Lazareth einen Landwirthschaftskenner und lieben gelernt hatte, heirathete ihn ein Jahr später und zog mit ihm auf sein Gut, das in Schlessen lag, und von dem ganzen fröhlichen Kreise blieb nur das bürgermeisterliche Paar in L.

Trennungsschmerzen, Sehnsuchtsgedanken hat wohl Jeder schon kennen gelernt; wer aber das Leben frisch erfaßt, läßt sich von ihnen nicht niederdrücken, und so gingen denn Alle mit dem Bewußtsein auseinander, daß, komme, was da wolle, eine treue, feste Freundschaft sie verbinde, die sie, über kurz oder lang, doch einmal wieder zusammenführen würde.

(Schluß folgt.)

Ein Brief des verstorbenen Afrikareisenden J. M. Hildebrandt.

In der „Magdeb. Ztg.“ veröffentlicht Herr William Schönlank in Berlin folgenden, von dem am 29. Mai auf Madagaskar für die Wissenschaft leider zu früh verstorbenen Afrikareisenden Hildebrandt an ihn gerichteten Brief. Dieses Schreiben, welches aus dem Urwald von Ankafina in Süd-Madagaskar vom 10. März d. J. datirt ist, lautet folgendermaßen:

„Schon oftmals während meiner Reise hat mir mein Gewissen arg zugefetzt einer großen Unterlassungssünde wegen, nämlich: Ihnen etwas vom hiesigen Leben und Treiben, Lebenlassen und Getriebenwerden zu erzählen. Immer schoben sich unabänderliche Gemüthsgeheimnisse zwischen meinen Vorsatz und seine Ausführung. Theils war es Krankheit, theils Uebermüdung: einmal werde ich, nachdem ich bereits die Feder zur Hand genommen, durch einen unendlich langen Besuch eines eingeborenen Häuptlings mit seinem unendlich langen Troß zum Schreiben verstimmt, ein andermal riefen mich meine Leute vom improvisirten „Schreibtische“, um eine Seltenheit mit der Blinde zu sammeln, welche eingebracht, sofort zu präpariren war u. s. f. Nun aber steht mein Vorsatz fest, ein Briefchen für Sie durchzuführen, falls es aus, wie es wolle.

Ich befinde mich mitten im Urwalde von Ankafina in Süd-Madagaskar in einem Zelte, das im Innern eines Blockhauses aufgeschlagen ist, es regnet und das Haus „drippt“. Ein Holzfeuer, das im gleichen „Zimmer“ auf einer Lehmschicht (dies gegen Anbrennen der Dielen) angezündet ist, strahlt Wärme und Gemüthlichkeit aus. Den unvermeidlichen Qualm des feuchten Feuerholzes und den alterthümlichen Geruch einer (selbstgefertigten) Talgkerze überdampfe ich leicht durch den weit stehenden einer hierorts gerollten „Cigarra“ — wahrhaft gotteslästerliches Kraut, besonders, wenn man an Ihre „Afrikaner“ denkt. — Aber der Tag, der diesem Abend voranging, war herrlich. Sobald der dicke Morgennebel, der schwer an den Laubkronen des mich umgebenden Urwaldes hing, durch einen frischen Wind gelichtet, und die, selbst in diesen Höhen (1260 Meter) und so nahe dem Wendekreise sehr fühlbare Sonne den Thau etwas abgetrocknet hatte, griff ich zur Blinde, und gefolgt von einer Schaar meiner Getreuen — ich habe 40 Mann unter Kommando, die als Träger, Wachen und Sammler beschäftigt werden — bahnte ich mir den Weg durch das Dickicht. — Es herrscht eine großartige, fast erdrückende Stille im hiesigen Urwalde, die nur zuweilen durch das wilde Geschrei einer Affenherde oder durch das Kreischen sonderbarer Vögel unterbrochen wird. Hier ist das Reich der Pflanzenwelt. Staunend sieht man empor an den riesigen Baumstämmen, in deren Astgabeln Nachtaffen ihren Tages Schlaf, gegen alle Gefahr geschützt, abhalten. Am Boden versperrt dichtestes Gestrüpp und großblättriges Kraut den Fernblick. Da aber, wo der Wald sich lichtet, auf den Thalebene und in felsigem Terrain, erfreut sich das Auge am freundlichen Grün der Sumpfwiesen, die von vielfarbig-blumigen Sträuchern umgeben sind. Der plätschernde Quell ist halbversteckt unter dem Schleier zierlichster Farnkräuter; aus den Felspalten sprossen prachtvolle Orchideen (*Angraecum spec. nov.*) mit handgroßen milchweißen Blütensternen, während an den Stämmen am Rande der Lichtung verschiedene andere Orchideen ihre wunderbaren Blüten, die bei mehreren Arten kostbaren Geruch weithin verbreiten, entfalten. — Eine eigenartige Vogelwelt belebt solche Lichtblicke in dem sonst so theierarmen Urwalde. Vom stelzbeinigen, langhalsigen Riesenreiher, der mit gravitatischem Schritte dem Froschfange nachgeht, bis hinunter zu den kolibriähnlichen glimmernden Nektarinien (die so klein sind, daß deren eine bequem Platz in einer schwedischen Büntholzschachtel findet) schwirrt Alles bunt durcheinander. Dazu die unzählige Schaar der Insekten. Hier giebt's Arbeit!

Bald wird die Jagdtasche zu klein und die Mappen zum Einlegen der Herbarpflanzen zu voll. Dann werden Schneden und anderes Gewürm in ihren Schlupfwinkeln aufgesucht, zarte Moose eingeholt und nachdem jeder der Sammler und Träger beladen ist, zum Rückmarsch geblasen. Nachmittags bleibt Alles weiter zu präpariren. Gegen Abend und Nachts regnet es. Zuweilen ist man auch mehrere Tage hintereinander eingeregnet. Dann beschäftige ich mich mit dem Ausfragen der Eingeborenen nach ihren Sitten und Sprachen und kann im günstigen Falle Einen oder den Anderen so weit bringen, daß er sich von mir anatomisch messen läßt — eine nicht so leichte Aufgabe bei diesen abergläubigen Völkern und nur durch das liebe runde Geld (hier giebt's nämlich auch ediges, indem die Normalmünze, 5 prs. Thaler, in Stücken geschlagen wird, welche dann gewogen werden) zu erfüllen. Nachdem ich somit versuchte, Ihnen einen Einblick in mein derweiliges Laboratorium zu verschaffen, muß ich Ihnen wohl erklären, wie ich in diesen verlorenen Erdwinkel gelangte.

Sie werden gehört haben, daß ich über Trieft und durch den Suezkanal via Aben und Zanzibar derzeit nach Mosibi, einer verstorbenen französischen Kolonie, gelangte, wo ich Standquartier machte, dann auf einem gemiethten Schooner nach Beravi, an der Westküste der „Großen Insel“, segelte, von dort landeinwärts vorrang, um die traurigen Schicksale Rutenberg's, der ermordet wurde, aufzuklären, und, nach Mosibi zurückgekehrt, Ausflüge in unbesuchte Theile Nord-Madagaskars unternahm. Am Schluß der Regenzeit vorigen Jahres (April) brach ich von Majanga an der Westküste zum Innern Madagaskars auf und führte mich mein Weg zur Hauptstadt durch theilweise vorher unbekannte Gebiete, über die mir Manches zu berichten bleibt. Antananarivo, die Residenz der Hova-Königin, erreichte ich schwer krank und schwebte mehrere Monate zwischen Leben und Tod. Als ich hier nach wieder „im Busch krauchen“ konnte, reiste ich nach Nord-Befileo, wo ich Vieles zu thun vorfand. Unter Anderem grub ich Skelette von jetzt ausgestorbenen Flußpferden aus dem Schlamm der Salz Sümpfe, welche letztere heißen Quellen ihr Dasein verdanken. Aber wieder und immer wieder warf mich mein altes Uebel — starker Blutverlust u. s. w. — nieder und hinderte geistliches Arbeiten. Ich ging — d. h. man trug mich — zur Hauptstadt zurück, und nachdem ich wieder etwas zurechtgerückt war, wandte ich mich zur Durchforschung des Waldes am Ostabhange des zentralen Hochplateaus Madagaskars, wo ich reiche Sammlungen machte. Diese ordnete ich dann in der Hauptstadt und als ich einen erneuten Anfall meines Uebels wiederum glücklich überwunden, präparirte ich mich zur Reise zum so wenig bekannten Süden Madagaskars vor, auf der ich eben jetzt hier ankam. Was ich ferner unternehme, hängt von meiner Gesundheit und den Mitteln ab, die mir (resp. den Madagaskaren, unter denen ich mich aufhalte) zur Verfügung stehen. Uebrigens fühle ich, daß meine Kraft zum Ueberwinden größerer Strapazen, wie ich sie in Afrika seit 1873 durchmachte, kaum noch ausreicht. Auch das Rad vom zähesten Holze verschleißt endlich, wenn es immer über holperige Pfade rollt.

Hoffentlich wird mir später so viel Nerv bleiben, damit ich meine Observationen in Europa in Ruhe niederschreiben kann.

Verzeihen Sie die Flüchtigkeit und Gehaltlosigkeit dieses Schreibens, aber im Reiseleben, wo ein neuer Eindruck den kaum erhaschten verdrängt, läuft der Gedanke leicht mit der Feder fort. Zudem quälten mich Mosquitos und suchten mich schöne Nachtschmetterlinge, die an der Wand meines Zeltes flattern und sich die Flügel an dem blöden Lichte meiner Kerze zu verbrennen drohen und so für die Sammlung verloren gehen würden, von meiner Schreiberei abzulenken. Auch bin ich müde!

* Ueber verschiedene Geschwindigkeiten macht A. Schrot in der „Natur“ folgende interessante Mittheilungen: „Die größte mechanische Geschwindigkeit, welche der Mensch hervorzubringen vermag, ist die der Granate aus schwerem Geschütz. Dieselbe beträgt nämlich im Anfange, d. h. beim Abfeuern des Schusses, 500 Meter in der Sekunde. Diese Geschwindigkeit, welche die eines dahinsausenden Schnellzuges um das 20- bis 25fache übertrifft, ist aber gegen diejenige, mit welcher die Himmelskörper ihre Bahnen verfolgen, nur ein Schneckenstanz. Unsere Erde bewegt sich auf ihrer Bahn um die Sonne 30,450 Meter, die Sonne im Weltraume

55,000 Meter in der Sekunde vorwärts. Die Geschwindigkeit der Erdbewegung um die Sonne ist also ca. 61 mal, die der Sonne im Weltraume 110 mal größer als die Anfangsgeschwindigkeit der Granate. Während also die Erde ihre 128 Millionen Meilen lange Bahn in einem Jahre durchmisst, würde eine Granate mit fortwährender Anfangsgeschwindigkeit 61 Jahre gebrauchen, ein Schnellzug mit fortwährender größter Geschwindigkeit aber mehr als 1200 Jahre. Die Bewegung der Himmelskörper ist wiederum nur ein Schneckenstanz gegen die Bewegung des Lichtes und gar die der Elektrizität. Die Entfernung der Sonne von der Erde beträgt etwa 20

Millionen Meilen. Zur Durchmessung dieser Dimension würde die Erde 5 Millionen Sekunden oder 58 Tage, die Sonne selbst 2,728,000 Sekunden oder 31½ Tage, eine Granate aus schwerem Geschütz 9½ Jahre, ein Schnellzug, ohne anzuhalten, 190 Jahre gebrauchen; das Licht bedarf dazu einer Zeit von 8, die Elektrizität von 5½ Sekunden. Wollte man die kosmisch verhältnismäßig sehr kurze Entfernung nach dem Monde per Eisenbahn zurücklegen, so wären dazu immerhin 173 Tage unausgesetzter Fahrt erforderlich, während die Kanonenkugel etwa in 10 Tagen hingelange. Ein Spaziergang nach dem Monde nähme für einen Fußgänger, der täglich 50 Kilom. zurücklegt, 7500 Tage oder ca. 20½ Jahr in Anspruch. Die Schnelligkeit eines Eisenbahnzuges ist bei den vorstehenden Berechnungen zu 90 Kilometer in der Stunde oder 2160 Kilometer pro Tag angenommen. Selbstverständlich kann hierunter nur die größte Eisenbahngeschwindigkeit verstanden sein, denn die gewöhnlichen Schnellzüge (z. B. der Köln-Mindener Bahn) legen nur 55 Kilometer in der Stunde zurück. In England ist die größte Geschwindigkeit 75 Kilometer (London-Edinburg), dagegen hat man es in Nordamerika auf der Strecke Newyork-Philadelphia auf 97 Kilometer in der Stunde gebracht. Mit diesem Zuge würde man den Mond allerdings in 161 Tagen erreichen können. Eine Reise um die Erde mit diesem Zuge hätte eine Dauer von 18 Tagen bei unausgesetzter Fahrt, mit einem Köln-Mindener Schnellzuge von 30 Tagen, während man in Wirklichkeit zu einer Schnelltour um die Erde bei nicht allzu starker Abbeugung 80 Tage gebraucht. Von dieser Zeit kommen auf die Benutzung der Eisenbahnen aber nur 10 bis 11 Tage, die übrige Zeit fällt auf die Benutzung der Dampfer. Was die Geschwindigkeit dieser Fahrgelegenheit betrifft, so beträgt dieselbe für Paketdampfer durchschnittlich 30 Kilometer in der Stunde, im günstigsten Falle 37 Kilom. Ein Spaziergang um die Erde, mit 50 Kilometer pro Tag, würde 810 Tage in Anspruch nehmen. Auf die Elektrizität zurückkommend, müssen wir wohl unterscheiden zwischen dem elektrischen Funken und dem elektrischen Strome. Letzterer, die praktische Verwendung der Elektrizität, hat eine ungleich geringere Geschwindigkeit als jener. So beträgt dieselbe im 4 Millimeter dicken Eisendrahte 13,000 Meilen, im 2½ Millimeter dicken Kupferdrahte 24,000 Meilen pro Sekunde, während man für den elektrischen Funken eine Geschwindigkeit von 62,000 Meilen in der Sekunde annimmt. Ein Telegramm von London nach Indien braucht im günstigsten Falle 30 Minuten. Unterseeische Kabel arbeiten viel langsamer als überseeische Drähte; über den atlantischen Ozean soll der elektrische Strom 2½ bis 3 Minuten gebrauchen. Die Geschwindigkeit richtet sich aber in Allgemeinen nach der Leitungsgüte des Drahtes, ist also in jedem einzelnen Falle eine andere. Der Schall durchläuft in der Luft 332 Meter pro Sekunde, im Wasser 1494, im Zink 3220, im Kupfer 3685, im Stahl 4080 Meter. Die Geschwindigkeit eines Orkans steigt bis zu 40, die eines Sturmes bis 20 Meter, während ein mäßiger Wind nur 3 bis 4 Meter in der Sekunde durchläuft. Die Brieftaube legt in der Sekunde 39 Meter zurück, in der Stunde also 140 Kilometer, der Adler 32 Meter (pro Stunde 115 Kilometer), der Windhund und das englische Rennpferd 25 Meter, in der Stunde 90 Kilometer, mithin so viel, als oben für die größte Eisenbahngeschwindigkeit angenommen wurde."

*** Marc Twain, der berühmte amerikanische Humorist,** macht sich über die deutsche Sprache lustig. Der launige Artikel ist — wie Alles, was Marc Twain schreibt — reich an Uebertreibungen, enthält aber manches Wahre. Der Humorist schreibt unter Anderem: Eine begabte Persönlichkeit kann die englische Sprache ganz wohl in dreißig Stunden, die französische in dreißig Tagen erlernen, aber das Deutsche wird man im besten Falle erst in 30 Jahren bewältigen. Entrüstungsvoll fragt er, wie ein logischer Mensch sich in einer Sprache zurechtfinden solle, in welcher man einem Mädchen das fätschle und einer Kube das weibliche Geschlecht zutheile? In der es die Frau, die Gattin, aber das Weib heiße? So zornig er über die haarsträubende „Systemlosigkeit“ der deutschen Sprache im Allgemeinen ist, die Verteilung der Geschlechter empört ihn ganz besonders. Er klagt: „Der Baum ist männlich, seine Knochen weiblich und seine Blätter fätschlich. Das Pferd ist geschlechtslos, der Hund männlich, die Kage weiblich. Der Körper eines Menschen ist männlich, aber wie wunderbar theilen sich die Partien desselben in Geschlechter ein! Der Nacken, die Ellenbogen, die Finger, Nägel und Füße sind männlich, während der Kopf, unbekümmert um die Person, die ihn trägt, je nach der gewählten Bezeichnung gleichfalls männlich oder (das Haupt) auch fätschlich ist. Die Hände, die Hüften, die Lippen, Zehen und Schultern, die Nase und die Brust sind weiblich, während die Beine und Kniee, die Augen und Ohren, das Kinn, das Herz und das Gewissen fätschlich sind. Weiterhin jammert er über die Endungen und in Wuth versetzt ihn die Abtrennung des Partikels vom Zeitworte und die Anbringung des ersten am Schlusse des parenthesen-geschmückten Satzes. Ein Beispiel dieser Art konstruiert er so köstlich, daß es wohl die Rückübertragung in das angebliche Original verdient: „Da die Koffer gepackt waren, reiste er, nachdem er Mutter und Schwester nochmals geküßt und sein angebetetes Gretchen, das, in einfachen weißen Mousselin gekleidet, eine einzige Rose in den Flechten seines braunes Haars, bleich noch von der Erregung und dem Entsetzen des vorgehenden Abends und voll Sehnsucht, sein armes, schmerzendes Köpfchen nochmals an die Brust des Mannes zu legen, den es mehr als sein Leben liebte, unsicheren Schrittes die Treppe herabgeschwankt war, an die Brust gepreßt hatte, a. b.“ — Auch von unseren zusammengefügten Hauptwörtern bietet Twain den Engländern geradezu erschütternde Beispiele, so unter anderen: Kinderbewahranstalten, Freundschaftsbezeugungen, Dislektantenaufrichtigkeiten, Altershumorwissenschaften, Unabhängigkeitserklärungen, Waffenstillstandsunterhandlungen u. s. w.

*** Die Fabrikation des Sauerstoffs.** Die Annäherung des Sauerstoffgases würde eine sehr häufige sein und bald große Wichtigkeit erlangen, wenn dasselbe zu einem billigen Preise erhalten werden könnte. Es ist bekannt, daß die Flamme, welche in einem Sauerstoffstrom auf einem Stücke ungelöschten Kalkes brennt, ein sehr intensives Licht giebt. Der Sauerstoff ist auch eines der stärksten desinfizierenden Mittel; in mehr als in einem Falle reichte die Entwicklung dieses Gases hin, um in den mit äußeren Kranken belegten Sälen den Fortschritt und die Verbreitung des

Hospitalbrandes aufzuhalten. — Es darf angenommen werden, daß bei einem minder hohen Preise des Sauerstoffgases die Kanalisation desselben neben der des Leuchtgases Platz greifen werde, und daß beide Gase nebeneinander zur Beheizung und Beleuchtung Anwendung finden werden. — Bis jetzt wurde das Sauerstoffgas durch Erhitzen des Mangansuperoxyds oder des Chlornatriums dargestellt, allein das Gas kommt auf diesem Wege zu theuer zu stehen. Da wir nun von Sauerstoffgas umgeben sind — die atmosphärische Luft enthält 21 Prozent derselben — so dachte man natürlich daran, es der Luft zu entziehen, ein Problem, welches zu lösen dem Chemiker Teissier du Mottay gelungen ist und zwar durch Verwendung des Baryts. Die Baryterde besitzt die besondere Eigenschaft, den Sauerstoff der Atmosphäre zu entziehen, wenn dieselbe bis zum Rothglühen erhitzt wird und ihn bei höheren Hitzegraden wieder abzugeben. Man erhält demnach durch wechselnde Steigerung und Verminderung der Temperatur so viel Sauerstoff als man nöthig hat, und dies ohne Beeinträchtigung des Rohstoffes. Auf diesem Wege dürfte die Fabrikation des Sauerstoffgases und seines Produktes, des Ozon, bald ins Leben treten und eine große Wichtigkeit in der Industrie erlangen.

*** Die altägyptischen Mythen.** Der berühmte Egyptologe Prof. Dr. Brugsch hielt in diesen Tagen in Berlin einen Vortrag über „die altägyptischen Mythen“. Der Vortragende leitete seine interessanten Ausführungen mit der Bemerkung ein, daß nicht bloß die Entzifferung der alten Schriftzeichen, sondern auch die Dunkelheit des Gegenstandes an sich der Forschung große Schwierigkeiten bereite. Die erste Kunde von den altägyptischen Mythen haben wir auch hier von den Griechen, die den Gebrauch bei sich einführten, beispielsweise in den Kleinsinnlichen Mythen, und Herodot, der wie Solon, Pythagoras, Hippokrates und Plato im Pharaonenlande die Weisheit gesucht hatte, erzählt von den Mythen des Tempeldienstes zu Saïs, aber mehr über die äußerliche Gestaltung, denn „er schwieg von dem, was er nicht ohne Sünde sagen kann“. So auch über den Isisdienst und dessen klagende Gesänge. „Zu sagen, um wen sie klagten, wäre Sünde.“ Das ägyptische Wort für Mythen bedeutet das, was abgeschieden ist oder abgetrennt werden soll — von gewöhnlicher Kenntniß. Es sind die Zeichen für Gott, Jenseits und Sarg. Aus den Papyrosrollen, die in den uralten Grabkammern gefunden werden, enthüllt der Kunde das Geheimniß, in dem es sich meistens um die Vorstellungen handelt, die im ägyptischen Priesterthum vom Leben nach dem Tode sich gebildet hatten. Die Mythen gliederten sich in drei Abtheilungen. Die erste umfaßte die eigentliche Geheimlehre, die zweite die Symbolik, die dritte die Lehre vom Weltbau und der neuen Weltordnung. Aber im Dienste der Mythen steht ein Wort obenan, es heißt: Wahrheit, und ein Tempelchor in Ober-Egypten trug die Aufschrift: „Jeder, der hier eintritt, bewahre sich vor Heuchelei.“ Die Erkenntniß beruht allein auf der Wahrheit. Ähnlich lautet eine Stelle im Plutarch: „Es giebt nichts Besseres, als die Wahrheit. Gott und die Wahrheit, das ist es, womit sich das große Mythen beschäftigt. Es ist dabei der große und eine Gott gedacht, unter welchem alle anderen Götter, die der altägyptische Kultus kennt, als besondere Formen der Gottheit vorkommen, gleichsam als Glieder des höchsten Gottes, die für ihn die Welt verwalten.“ Ein Text aus dem 15. Jahrhundert vor Christo nennt diesen Gott, der Alles schafft und thut, den Einzigen und Alleinigen, den Schöpfer und Erhalter von Allem, was ist. Er war von Anbeginn und auf seinem Haupt ruht der Himmel. Er ist der Allgewaltige, aber auch der Helfer in der Noth. Er ist es, der Alles umfaßt, er ist der Himmel, die Erde, die Tiefe. Gott ist in Allem und Alles in Gott. Diese pantheistische Idee tritt überall hervor und der höchste Gott, der Alles in Allem ist, der große Baumstamm, der seit Millionen von Jahren die Welt regiert und in welchem Alles lebt, ist das überirdisch reine Sein im Gegensatz zu der irdischen Welt. Die Lehre von dem Leben nach dem Tode ist verschieden in Unter- und Ober-Egypten. Sie knüpft an Osiris an, den guten König, den sein Bruder tödtete und dessen zerstückte Glieder, die in den Nil geworfen waren, seine Gattin Isis sammelte und befestigte. Die Osiris- oder besser Isis-Mythen wurden im alten Egypten begangen, wenn die Natur im Sterben zu liegen schien. Dann erschollen im Innern der Tempel Klagelieder, die heiligen Lampen wurden angezündet, ein Sarg gerüstet und ein Bild des Osiris befestigt. Nach einigen Tagen aber traten die Priester heraus und verkündeten, daß der Gott wieder auferstanden sei und mit dem neu erwachten Jahre ein neues Leben beginnen werde. In Osiris vollzieht sich das Menschenschild, es ist ein Sterben, um wieder aufzustehen. Ein altes Klagelied um Osiris lautet: „Rehre wieder nach deinem Hause, denn deine Gegner sind nicht mehr vorhanden. Trenne dich nicht, schöner Jüngling, von deiner Schwester, kehre wieder zu ihr, deinem Weibe, die mit dir von einer Mutter geboren.“ In dieser Auffassung gehört Osiris der Allgemeinheit an. Was mit ihm geschehen, geschieht mit Jedem, und jeder gute Verstorbenen geht zu Osiris ein und vereint sich mit der Gottheit. Trotzdem liegt in dieser Lehre etwas Trostloses, denn diese Vereinigung mit Gott ist nur ein Aufgehen in Gott und die Seele, die zu ihm zurückkehrt, hat das persönliche Leben verloren. In einer Grabkapelle, die zweitausend Jahre v. Chr. geschlossen sein mag, sind bildliche Darstellungen entdeckt, in denen die trostlose Klage und die ausgelassene Freude kontrastirt sind. Nach dem Tode ist es aus mit Allem, genießt das Leben, so lange ihr könnt. Der Mensch vergeht, um neuen Geschlechtern Platz zu machen, also nutzt das Leben, trängt Euch und laßt Gesang und Harfenspiel erschallen, denn es kommt der Tag, mit dem Alles ein Ende nimmt. Dem Oberpriester von Memphis ruft seine Frau zu: O mein Bruder, Gatte, Freund, höre nicht auf, schöne Feste zu feiern, denn die Todten schlummern und sie erwachen nicht, um Vater und Mutter zu schauen und sie sehen nicht Weib noch Kind, oder können doch die, welche sie im Leben liebten, nicht mehr erkennen. — Die dritte Abtheilung der Mythen, die sich mit der Entstehung der Welt und der Weltordnung beschäftigt, konnte bei der vorgerückten Zeit in dem Vortrage selbst nicht mehr beleuchtet werden, doch verwies Professor Brugsch auf seine eben erschienene Schrift: „Die neue Weltordnung nach Vernichtung des sündigen Menschengeschlechts“, in der er die Mittheilung von einer altägyptischen Uebersetzung macht, die aus 95 Kolonnen Hieroglyphen in dem berühmten Königsgrabe Pharaos Seti I. von ihm entziffert und zusammengestellt wurde.